

Die Guillotine [Fortsetzung]

Autor(en): **Ziegler, Eugen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **7 (1903)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573274>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Guillotine.

Eine antiquarische Blauderei von Eugen Ziegler, Zürich.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Irgendwo in den Champs Elysées oder im Cours-la-Reine hatte sich ein ethnographischer Zirkus eröffnet. Da wurden Truppen von Reitern und Reiterinnen in die Kostüme romantischer Völker gesteckt und in ihre Spezialitäten eingeweiht. Der Oberst, der sich jetzt den ganzen Tag als Unternehmer herumtrieb, hatte sich als Werber in die Dienste dieses Instituts gestellt und stahl den abwesenden und dann auch den gegenwärtigen Musenjüngern ihre Modelle und sonstigen Nymphenlein unter der Nase weg mit all seinen goldenen Verheißungen. Die nächsten Wintermonate sollten genügen, die neuen Künstlerinnen in ihr Können einzuweihen. Unser Architekt, den er ebenfalls verwitwet, war nicht zufrieden. Aber er wurde durch eine geniale Idee beschwichtigt. Der Patron des Zirkus habe, so vertraute ihm der Oberst mit edelm Wohlwollen an, die Absicht, in einem wundervollen Album seinen phantasiereich ausgestatteten Kunsttempel und seine Künstler der Welt bekannt zu geben als Reklame für die Ausstellung und als Souvenir nachher. Als Belohnung seien dem Zeichner ein Freiplatz und sechstausend Franken ausgesetzt, wovon freilich er als Vermittler sich billigerweise eine Provision von fünf und zwanzig Prozent ausbedinge. Ein artiges Handgeld setzte ihn in stand, daraufhin fröhlich anzustupsen. — Unser Freund begleitet nun tagtäglich seine Dame zur Arbeit und zeichnet mit Inbrunst. Nach einigen Wochen fleißiger Arbeit überweist er seinem Gönner die ersten mächtigen Blätter; mit Schmunzeln eröffnet ihm der, daß seine glänzendsten Erwartungen gerechtfertigt seien, und erbittet sich nun seine Provision, um, gegen alles Mißgöckel, sich weiter in seine Dienste zu stellen. Hierauf vorsichtige Erkundigung beim Zirkusbesitzer, der jetzt zum ersten Mal von dem Abkommen hört. Grimm betrübt holt er die ahnungslose Amazone vom liebgewonnenen Sattel herunter und zieht von dannen; der Oberst weiß sich nicht zu fassen vor Erstaunen über seine Vorwürfe und spricht vom Prozessieren. Die Zeichnungen wandern hinter den Ofen, wo sie neben dem Brachtwerk schlummern.

Eine Woche später ist der Mißklang überwunden. Die holbe Leontine hat unbewußt den Schlüssel zu neuen Zukunftsherrlichkeiten heimgebracht. Es ist eine Ansichtskarte, die sie als Kuriosität von einem Zeitungskiosk hat mitlaufen lassen, eine nüchterne Photographie des „Fort Chabrol“, darin Herr Guérin von Polizisten unermüdlich belagert wird.

Die wahrhaft Großen wachsen im Unglück.

Ich weiß nicht mehr, in wessen Hirn der neue Plan entsprungen, der Plan, das weltberühmte Fort zu kaufen und, als „Musée Guérin“ historisch treu in seinem Charakter und Zustand bewahrt, den Ausstellungsbesuchern gegen einen Franken Eintrittsgeld zu öffnen. Das mußte ziehen. Das war die Aktualität selbst. Das gäbe ohne viel Spesen Ströme von Geld. Küchen-, Picnick-, Munitionsreste, Gewehre, Proklamationen, Kleider, Zigarren, Tinte, Papier und Zubehör auf den Tischen und am Boden, eingeschlagene Fenster, Barri-

kadentrümmer, Schießscharten u. s. w., das ganze Inventar brauchte nur so gelassen zu werden, wie es war; Leontine sollte als Kassier funktionieren, der Oberst als erklärender Führer, der Wirt sollte ein kleines Bar halten, der Architekt daran die Gäste markieren und in Stadt und Ausstellung die Reklame und die Propaganda besorgen. Das Merkwürdigste an dieser Begebenheit ist, daß die drei wirklich in einem Pariser Bürger einen Associé commanditaires aufgetrieben haben, mit dessen Kapital die Sache am Reifen war, als die Regierung Wind davon bekam und in aller Stille das Haus schleunigst wegkaufte, um solch dummdreiste Spekulation auf den Sinn fürs Tragikomische in Frankreichs neuester Geschichte zu hintertreiben. Schade ist es doch! Die Leute wären vielleicht auf ihre Rechnung gekommen, wenn nicht etwa noch die Volksjustiz dazwischengetreten wäre.

So war dem Kleeblatt auch der dritte Versuch, sich die Ausstellung dienstbar zu machen, schmählich zerronnen, und ihr Humor bekam allmählich die Schwindsucht. Diesmal waren sie aus solchen Himmelshöhen der Phantasie zu Boden geschmettert worden, daß zwei davon liegen blieben und in stumpfer Verzweiflung den Träumen stolzer Größe entsagten. Der Wirt beschloß, sich als Cicerone für deutschsprechende Ausstellungsbesucher auszubilden, und der Architekt ging aufs Leihhaus, wo er sich zwei Betten mit Waschtischgarnitur erstand, um sein Zimmer und das anstoßende Arbeitskabinett als Schlafzimmer zu vermieten, wenn die große Saison die Hotelpreise zu hoch getrieben.

Der Oberst allein blieb auf der Höhe. Tagelang sah man ihn in dunkeln Brüten sitzen. Er schien gebrochen. Nur der ungebrochene Stolz des alten Husarenschmurrbarts ließ ahnen, daß solch ein Wort in seinem Diktionär nicht vorkomme.

Die Ausstellung war schon recht nahe. Die Zeit drängte.

Eines Tages liegt da ein Stück Zeitung herum, das von irgend einem Paket stammte. Er nimmt es so beiläufig auf und schaut hinein. Es ist der Figaro vom 20. Juli 1891. Da er nichts Besseres zu tun weiß, fängt er so ein wenig zu lesen an. Plötzlich fährt er auf, hält das Blatt einen Augenblick starr vor sich weg, greift sich an die Stirn. „Gefunden!“ ruft er und erzählt uns aus seinem Blatt, daß sich in Cayenne, auf einer Insel der Sträflingskolonie, eine alte Guillotine befindet, die keine andere ist als die Originalmaschine, die König Ludwig und die großen Schreckensjahre gekannt hat. Sie steht dort in Permanenz auf einem Hügel frei gegen den Himmel und hält die Deportierten in Ordnung, von einem Deportierten selbst in Ermangelung eines Fachmanns dilettantisch bedient.

„Die muß her! Die hol' ich! Die kaufe ich! Die stell' ich aus! Hier ist mehr als ein Musée Guérin. Aber ganz in der Stille. Denn wenn das heruntergekommene verbannte Möbel den Leuten in Erinnerung kommt, so kauft's die Stadt fürs Carnavalet oder das

Wachsfigurenkabinett. Marat's Badewanne, Couthon's Rollstuhl haben sie ja auch gekauft. Ist! Die muß her. Macht ihr mit?"

Ein verzagtes Gelächter hat ihm geantwortet. Keiner wollte mehr anbeißen.

Nach der Ausstellung gedachte er mit ihr Europa und Amerika zu bereisen, um sie dann irgendwo und wann recht profitabel zu veräußern.

Das Resultat seines neuen Strebens hat keiner von uns je erfahren. Die Neugier hat mich noch oft in das Kneiplein getrieben. Er sei aber seit jenem Abend nie mehr gekommen, nie mehr gesehen worden, spurlos verschwunden.

Solch spurloses Verschwinden abenteuerlicher Bekanntschaften kommt in Paris zu oft vor. Solche Gestalten gehen so plötzlich unter, wie sie aufgetaucht sind. Man ist im Grunde selten überrascht. Ich hätte dem Kauz auch keine Beachtung bewahrt und keine Träne nachgeweiht, wenn er nicht in hohem Grade meine Historiker-Neugier geweckt, geradezu gepackt hätte. Was mir meine Erkundigungen dann eingetragen, wäre ihm freilich von geringem Nutzen gewesen. Denn ein kompetenter Revolutionshistoriker unter meinen Freunden hat mich zwar selbst mit der Geschichte der ehrwürdigen Dame bekannt gemacht; aber über die Frage, ob die Deportierte in Cayenne wirklich die alte grause Königs- und Massenmörderin ist, gibt auch meine Quelle keinen Aufschluß; sie beschränkt sich darauf, den Berichterstatter des Figaro, ohne seine Nachricht auf ihre Herkunft zu prüfen, einfach wiederzugeben und ihm einige abweichende und ebensowenig ergründete Daten anzureihen. Warum er da stehengeblieben, sagt er nicht. Es scheint eben absolut an Dokumenten gefehlt zu haben.

Die Quelle, auf die mich mein Historiker verwies, bilden die Untersuchungen von G. Lenotre, der unter dem Titel: La Guillotine pendant la Révolution seine mit unverwüthlichem Fleiß in den Archiven und allem denkbaren andern Material zusammengesuchten Daten und Bruchstücke aufgereiht und nach Möglichkeit in Zusammenhang gebracht hat. Das Buch ist freilich nicht für schwache Nerven. Es läßt in seiner unbeschreiblichen urkundenmäßigen Sachlichkeit die greulichsten Bizarrerien eines Victor Hugo und die schlimmsten Schauerprodukte des Kolportageromans weit, weit hinter sich. Wenn der Gedanke des Kühnen Obersten, die greise Guillotine als Milchkuh noch einmal an die Öffentlichkeit zu bringen, sich verwirklicht hätte, so wäre er an Hand dieses Führers in der Lage gewesen, sich zu unvergleichlichen Produktionen inspirieren zu lassen, in denen er etwa die Tätigkeit seines Monstrums ad oculos demonstriert hätte. Die Fabrikation lebensgroßer Puppen und Wachsfiguren hätte hier ein nie geträumtes Absatzgebiet gefunden, und der Verbrauch an enthaupiteten Händen, Hammeln und Affen ist auch nicht auszudenken. Herrn Lenotres Buch aber wäre das Buch des Tages geworden, hätte den Weg in hundert Sprachen gefunden und den Verfasser reich genug gemacht, das grausame Spielzeug selbst zu kaufen und ein Museum damit zu gründen. Es hätten auch leichtlich Prätendenten auftauchen mögen mit Pseudo-Urguillotinen als den einzig wahren und echten, ein Rattenkönig von Prozessen und Dissertationen hätte sich darum angeknäuel, die Presse

hätte periodisch von dem Zank gelebt, die Witzblätter hätten die ernste Schützerin der Freiheit auch noch geschändet, und zuletzt, nach langer langer Zeit hätte die Mythologie sich der vielen Liebesmüh summarisch angenommen.

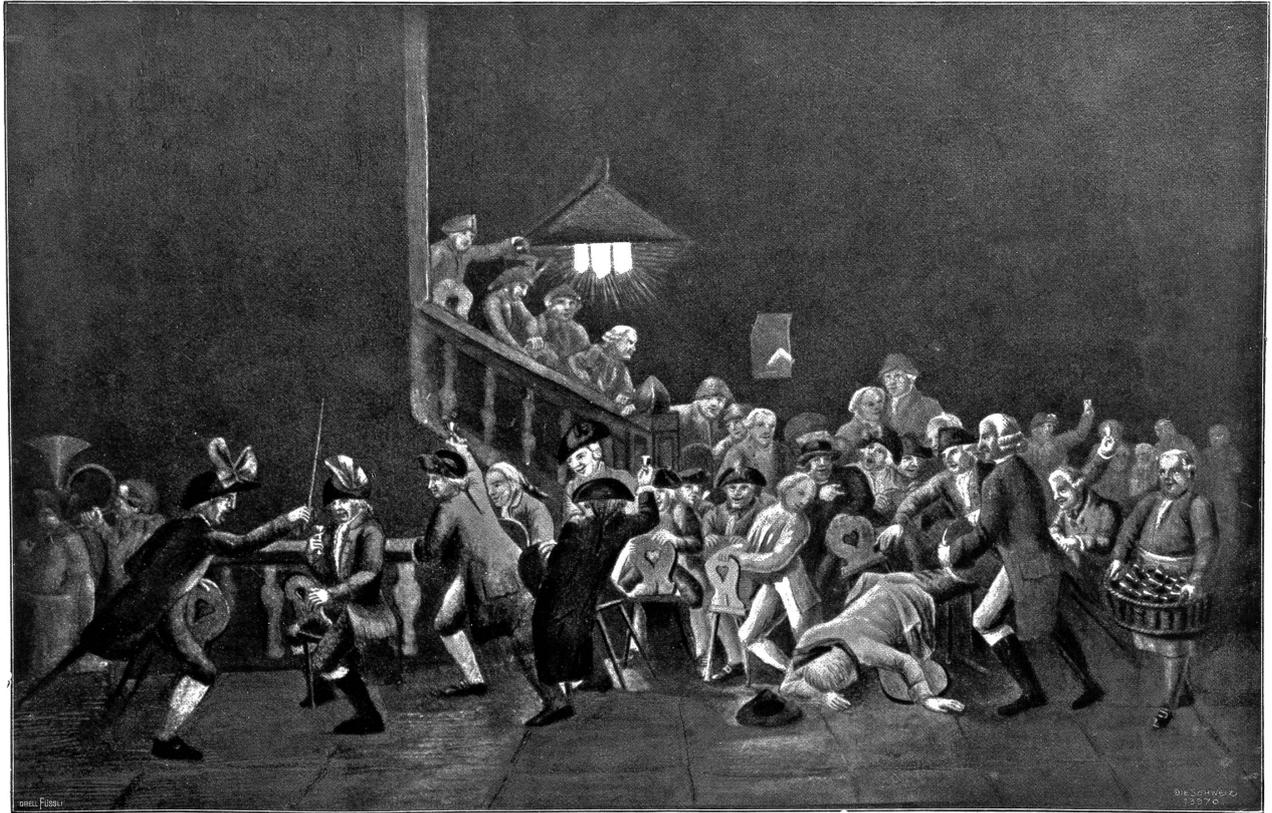
Unser Gewährsmann hat sich seine goldenen Sporen mit dem akademiegekrönten Studienbändchen «Paris révolutionnaire» verdient, das die klassische Folie zu Sainte Guillotine's Lebensgeschichte bildet. Diese Geschichtsforschung setzt sich sehr zeitgemäß in ausdrücklichen Gegensatz zu Lamartine, zur Betrachtung und Schilderung des Menschen und der Ideen, zur mehr oder weniger heroischen Historie. Lamartine hat gesagt: „Ich habe die Ereignisse in den handelnden Menschen personifiziert. Dadurch ist man immer interessant; denn die Menschen leben und die Sachen sind tot; die Menschen haben ein Herz, und die Sachen haben keins; die Sachen sind abstrakt, und die Menschen sind wirklich.“

Die von Cardou — dem als dem Inspirator das „Paris der Revolution“ gewidmet ist — und von Lenotre inaugurierte Historie sucht «à personifier les acteurs dans le décor où ils ont joué leur rôle». Herr Lenotre fügt bei, das sei vielleicht nicht das Mittel interessant, aber sicher dasjenige wahr zu sein. Aufrichtig hat er sich damit jedenfalls an den „modernen“ Leser nicht gewandt. Natürlich wird die personifizierende Geschichte immer wieder ihren Platz erobern. Aber — ganz beiläufig — auf all meinen Wanderungen auf den Spuren der französischen Geschichte hat mir nichts einen größern Eindruck gemacht als in den königlichen Gemächern im Schloß zu Versailles jene prächtige Uhr, die immer steht, wo sie stehengeblieben ist, seit der Nacht, da der Böbel die Residenz überfiel und die Königsfamilie mit sich nach Paris entführte. Diese stumme Zeugin, die nur eine Sache ist, wird zu den meisten eine pathetischere Sprache sprechen als die Memoiren der Madame Roland.

So hat sich Herr Lenotre mit Liebe und Raffinement zum Geschichtschreiber der Dinge, der Dertlichkeiten gemacht. Eine geduldige, genaue Rekonstruktion, eine Topographie des „Paris vor hundert Jahren“ will das „Paris der Revolution“ sein. „Ich werde die Farbe von Robespierres Fußwärmer berichten, ich weiß, wie das Zimmermädchen der Bürgerin Danton geheißen hat; ich werde enthüllen, was Marat am Abend zu Nacht gegessen hätte, wenn ihn Charlotte Cordaz nicht für immer von diesen materiellen Existenzorgen befreit hätte, und ich werde nicht verhehlen, mit welchem Stoff der Fauteuil des Konventspräsidenten garniert gewesen,“ heißt es weiter im Vorwort zum «Paris révolutionnaire», das sein ganzes Arbeitsprogramm ist.

Er hält sein Wort. So ist das Buch geschrieben, und so mußte der Mann sein, der die „Geschichte der Guillotine“ schreiben sollte. Sie mußte er schreiben. Denn für ihn war sie und nicht Danton oder Robespierre die große Hauptperson, der Mittelpunkt, der Wohlfahrtsausschuß, der Richter, der Staatsmann, der Redner, der das letzte Wort behielt im großen Drama — so lange, bis er den Bogen überspannt hatte und fiel und bis sein Fall das Drama schloß und eine neue Zeit eröffnete.

(Schluß folgt).



„Hidelerte“ (Hesselreiten).
Cufchzeichnung von Heinrich Freudweiler, Zürich (1755—1795).
Original im Befiz der Zürcher Kunstgefellschaft.

